

Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 18 (1966)
Heft: 13

Rubrik: Die Welt im Radio

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE WELT IM RADIO

VOM HELVETISCHEN UNBEHAGEN

(Generalversammlung des Schweiz. Schriftstellervereins
in Locarno)

FH. Das diesjährige Diskussionsthema an der Tagung des Schriftstellervereins musste allgemeines Interesse wecken: "Helvetisches Unbehagen und schweizerische Kulturpolitik". Sowohl alle Fernsehstudios wie alle Radiosender übertrugen Ausschnitte davon. Vizepräsident Carlo Castelli leitete die Diskussion in Vertretung des erkrankten Präsidenten Prof. Zbinden mit italienischer "Gentilezza". Er wies zu Beginn mit Recht auf den Unterschied zur französischen Fassung des Themas hin: "Gibt es ein schweizerisches Malaise?". Die deutsche Schweiz nimmt das also als selbstverständlich an, während die Romandie sich optimistisch noch nicht im Klaren ist, es dort also nicht so zu brennen scheint wie bei uns. Castelli anerkannte dagegen für das Tessin ebenfalls das Bestehen eines "Malaise".

Von den im Voraus bestimmten Votanten ergriff H. R. Hilti vom "Volksrecht" in Zürich das Wort. Er behauptete, dass ein allgemeines Unbehagen heute bei uns existiere, wie es seit Jahrhunderten nicht mehr der Fall gewesen sei. Unbehagen hat es immer etwa gegeben bei uns (und andern Völkern). Beunruhigend sei aber heute, dass wir unsere Stellung in der Welt nicht mehr in der Hand hätten. Das moralische Ansehen, das wir uns früher erarbeitet hätten, sei heute in der Welt geschwunden. Es genüge also nicht mehr, dass wir zur Überwindung des Malaise unsere innenpolitischen Probleme lösen. Wir müssten heute vielmehr unsere Stellung und Aufgabe in der Welt neu zu definieren suchen. "Wir haben so vieles treiben lassen, dass wir uns gegenüber der Welt aufs Schandbänklein gesetzt haben, zum Beispiel in der Frage des Frauenstimmrechts, was ausgerechnet uns hinderte, der Menschenrechtskonvention beizutreten. Wir sind auch eines der wenigen, freiheitlichen Länder, das nicht die Möglichkeit eines Zivildienstes an Stelle des obligatorischen Militärdienstes besitzt. Wir traten nicht voll der UNO bei. Wir sind isoliert mit unserm Frühjahrsbeginn der Schulen". Wir hielten auch noch immer an der unsinnigen Sperrfrist von 50 Jahren für die Publikation der bundesrätlichen Dokumente fest, während der Vatikan Dokumente aus den Dreissiger- und Vierziger Jahren publizierte. Hilti verlangte, dass auch die Schriftsteller sich dieser Dinge annähmen. "Wir sollten sagen: jetzt lassen wir einmal unsere Romanmanuskripte ein Jahr ruhen und bemühen uns, eine Gruppe von Schriftstellern, eine Modell-Bundesverfassung zu schaffen. Besonders neu definieren müssen wir unsere Haltung gegenüber allen Fremden. Was wir mit der Behandlung der Fremdarbeiter am moralischen Kapital verschleudert haben, ist ungeheuerlich".

Ein Tessiner, Prof. Bonalumi, meinte darauf, dass die Schweiz immer eine Insel in Europa gewesen sei, aber keine schiffbaren Gewässer besitze. Wir hätten fälschlicherweise zu lange an unsere geistige Autarkie geglaubt. Heute könnten wir aber keine Insel mehr sein. Die Epoche der Selbstgenügsamkeit sei zu Ende, obschon man das noch nicht überall gemerkt habe. In dieser Spannung zwischen Anspruch und Wirklichkeit liege unser Unbehagen.

Aus dem Bündnerland kamen andere Klänge. Prof. Peer fragte, ob wir statt des Unbehagens nicht viel mehr das schweizerische Behagen beklagen sollten. "Das Unbehagen ist ein normaler Zustand, ein erfreulicher Zustand. Ein Land, das sich in Ordnung vorkommt, ist schlecht daran". Das soll nicht hindern, dass die Dinge in unserem Land kritisch unter die Lupe genommen und gewisse Zustände beklagt werden, die nach Remedur rufen. Doch zwischen Schriftstellern und den Autoritäten werde immer eine Spannung bestehen. Es gehöre zur menschlichen Gesellschaft, dass jene, welche die menschlichen Uebel aufzeigten, für die Behörden gefährlich seien - hoffentlich seien sie es. Was aber können die Frei-Schaffenden vom Staat erwarten, das heisst, was können sie selber von sich erwarten, denn wir alle sind ja der Staat? Nichts anderes als Freiheit, Freiheit zur Sprache, zum Ausdruck und Freiheit zum Schaffen. In dieser Beziehung sei es aber bei uns nicht sehr gut bestellt. Wir seien wirtschaftlich in einer Umschichtung begriffen, wo die Werte, auch jene für die Ansetzung einer Elite, auf eine schräge Ebene geraten seien. "Unser Wohlstand hat die Massstäbe verrückt, wir beten heute die falschen Götzen an. Es ist eines unserer wichtigsten Postulate, dass wir diese Stellenwerte revidieren. Die Schweiz war einmal der Musterknafe Europas, es ist fraglich, ob sie es bleiben kann, oder bleiben soll, aber jedenfalls möchte ich sagen: ich fühle mich wohl im Unbehagen".

Nun kam die Romandie zum Wort. Prof. Gilbert Guisan von Lausanne stellte die Frage des helvetischen Unbehagens von Anfang an in einen grossen Zusammenhang. Er glaubt, dass es eine Sache der Intellektuellen sei, nicht des Volkes. Die Ueberbauung des schweizerischen Mittellandes, die Erlahmung unseres politischen Lebens, das Fehlen einer konkreten Kulturpolitik, die Krise unseres Universitätslebens seien zu beklagen. Die Schweiz ist anscheinend gegenüber den Problemen der modernen Gesellschaft ins Hintertreffen geraten. Die politische Abstinenz in einzelnen Gegenden führt schlussendlich zur Herrschaft von despatischen Minoritäten. Auch die politische Stellung der Frau ist für die übrige Welt eine unerklärliche Seltsamkeit. Auch

besitzen wir in Bern kein kulturelles Departement, was uns gegenüber den Nachbarstaaten in eine schlechte Stellung versetzt. Diese können sich über alle möglichen künstlerischen und wissenschaftlichen Austauschaktionen verständigen. Wir würden durch die Entwicklung der Gesellschaft unseres Jahrhunderts ständig überholt.

Ein weiterer, aber in der deutschen Schweiz lebender Westschweizer, Dr. R. Kaech, bezog die Frage des Malaise direkt auf die Situation des Schriftstellers. Er sprach vom Problem des Taschenbuchs, vom Verhältnis des Schriftstellers zu seinem Publikum und zu seinen Kollegen. In letzter Beziehung verlangte er, dass wir uns besser kennen lernen. Vor allem verlangte er einen engen Kontakt zwischen den Schriftstellern der verschiedenen Sprachgebiete nicht nur zwischen jenen der gleichen Sprache. Es ist doch bedenklich, dass zum Beispiel ein erfolgreiches Buch eines Deutschschweizers nicht von einem westschweizerischen Verlag übernommen wird, sondern dass es durch einen deutschen Verlag geht, wo es dann von einem französischen Verleger gesehen und angenommen wird. Als französisches Buch aus Paris gelangt es dann endlich auch in die Westschweiz. Solche Dinge sind wirklich "unbehaglich".

Mit R. J. Humm meldete sich mochmals die deutsche Schweiz. Er widersprach zuerst der Vorstellung, die Schweiz sei früher höher geachtet gewesen als heute. Schon vor mehr als 100 Jahren nannte uns Carducci ein "Volk von Schokoladefabrikanten". Er bekannte, dass ihn das schweizerische Unbehagen nicht stark bewegte. Er glaubt, dass vielmehr ein Menschheits-Unbehagen vorliege, das viel wichtiger sei. "Wir sind doch zum Beispiel alle sehr stark beunruhigt durch diese Lager von dämonischen Explosivstoffen, die so ungeheuer gefährlich für uns alle werden können. Allein das übertrifft das schweizerische Spezial-Unbehagen in einem gewaltigen Mass".

Die gleichen Referenten wurden dann aufgefordert, nochmals wenigstens andeutungsweise zu sagen, was geschehen könne, um alles besser zu machen.

Hilti bestand darauf, dass wir unsere Stellung in der Welt definierten, gerade wegen des grossen Menschheits-Unbehagens. Wir sollten uns mit unsrer Besonderheiten und Abschätzungen nicht in eine permanente Réduit-Stellung hineinmanövriren.

Prof. Bonalumi meinte, die Schriftsteller sollten diese Fragen zuerst regional lösen und dann für unsere Behörden Vorschläge ausarbeiten. Aber zuerst sollten diese zwischen den Regionen ausgebügelt werden.

(Schluss folgt)

AUF DER SPUR EINER MENSCHHEITSGEISSE

ZS. Wir haben hier kürzlich die Auffassung vertreten, dass der Fall einer schweren, geistigen Erkrankung nicht auf die Filmleinwand gehöre, wie dies im Film "Ekel" der Fall ist. Das wurde von einem andern Filmkritiker vorwiegend mit dem Argument bestritten, dass geistige Krankheiten nicht wie körperliche zu werten seien, weil sie ein ganz besonderes künstlerisches und menschliches Interesse verdienen, sich zum Beispiel ganz unvermutet wichtige Geheimnisse des menschlichen Geistes in ihnen offenbarten, und die Grenzen zwischen Krankheit und Genialität oft schwer festzulegen seien (Nietzsche). Gerade bedeutende Menschen seien solchen Erkrankungen am meisten ausgesetzt, denn schliesslich sei nur der unbedeutende, uninteressante Spiessbürger "normal" usw.

Statt einer neuen, eigenen Stellungnahme sei hier auf eine englische Radiosendung hingewiesen, die sehr gelegen kommt, stellte sie doch in Frage und Antwort die gegenwärtige Situation auf diesem Gebiete fest. Nicht nur ergibt sich daraus, dass heute die Ueberzeugung sich erhärtet hat, dass schizoide geistige Krankheiten genau wie Tuberkulose oder sonstige Erkrankungen körperlicher Natur seien, (wobei sie ihren Sitz keineswegs immer im Gehirn haben), sondern dass heute ihre Bekämpfung sich hoffnungsvoller anlässt als zum Beispiel jene des Krebses. Was das bedeutet, lässt sich ermessen an der Tatsache, dass heute etwa jedes 10. Krankenbett durch einen solchen Erkrankten belegt ist. Auf je 100 Neugeborene trifft es etwa einen Menschen, der in seinem Leben eine schizoide Erkrankung erleidet. In England gibt es etwa 40'000 solcher Kranner in den Hospitälern; etwa 100'000 weitere befinden sich ausserhalb und erhalten ambulante, medizinische Betreuung.

Die Behandlungsmethoden, Medikamente und Electro-Schocks, sind heute verbreitet und ein Beweis dafür, dass diese "geistigen" Erkrankungen körperlicher Art und deshalb materiellen Heilmitteln zugänglich sind. Schlimm daran ist nur, dass über die Ursachen der Erkrankung noch Ungewissheit besteht, und deshalb alle Heilbehandlungen nur aus Erfahrungen, experimentell, aufgebaut werden konnten, nachdem sich endlich die Ueberzeugung durchgesetzt hatte, dass es sich eben nicht um "Geistes" - Krankheiten handelt, denen ja mit materiellen Mitteln nicht beizukommen gewesen wäre. Solche Patienten, zu denen auch das Mädchen im Film "Ekel" gehört, haben also genau die gleichen Ansprüche auf Rücksichtnahme wie irgendwelche andern körperlich Erkrankten. Der alte Schauder vor diesen bisher als unheilbar geltenden Krankheiten ist heute unangebracht, und mit einem

gewissen Recht hat man auch bei uns begonnen, die Irrenanstalten in "psychiatrische Kliniken" umzutaufen und umzuwandeln. Denn das sind sie durch die neuen, hoffnungsvollen Behandlungsmethoden auch geworden.

Entscheidend für das neue Interesse in England an diesen Krankheiten ist aber etwas anderes. Die Forschung konnte neue Entdeckungen anführen, wonach jedenfalls einige Formen der schizoiden Krankheiten in bestimmter Form chemisch bedingt sind und deshalb auch bestimmten chemischen Gegenmassnahmen ausgesetzt werden können. Aus diesem Grunde sind kürzlich zwei neue Forschungsbeiträge ausgesetzt worden, je einer für Liverpool und Edinburgh, um die aussichtsreichen Forschungen sicherzustellen. Fachleute halten es für wahrscheinlich, dass jedenfalls ein Teil dieser Krankheiten (Schizophrenien) heute bald verstanden und eine wirksame Behandlung möglich sein werde, und das alles ziemlich schnell.

Ursache dafür ist eine neue und einfache Methode, die Ende letzten Jahres in Liverpool entwickelt wurde, um das bei bestimmten Formen der Krankheit (den nicht-paranoischen) häufige Vorhandensein einer sonst bei Gesunden meist fehlenden chemischen Substanz (DMPE) zu finden. Schon vor ca. 14 Jahren war diese nämlich ebenfalls von Engländern in etwa 60% aller schizoiden Erkrankungen festgestellt worden. Im Lauf der letzten Jahre wuchs die Überzeugung, dass hier ein Zusammenhang zu den Erkrankungen bestehen müsse. Ausgegangen war man seinerzeit von der Überlegung, dass DMPE ein naher Verwandter des bekannten Adrenalin ist, welches für das Gehirn eine sehr wichtige Rolle spielt und vom gesunden Körper laufend erzeugt wird. Man vermutete, dass eine fehlerhafte Herstellung desselben im Körper die Verwirrungen im Gehirn erzeugen könnte. 1962 wurde dann das DMPE durch Amerikaner entdeckt, und jetzt haben die Engländer einen Weg für dessen genaue Untersuchung gefunden, nachdem die bisherigen, in verschiedenen Staaten vorgenommenen, zu wenig schlüssig waren.

Allerdings dürfte sich auch mit Sicherheit ergeben haben, dass DMPE nicht die direkte Ursache für die "geistigen" Erkrankungen darstellt. Menschen können grosse Quantitäten davon einnehmen, ohne zu erkennen. Die These, nach der gegenwärtig in England gearbeitet wird, ist die, dass die Kranken irgend einen innenwohnenden Defekt haben, der ihnen nicht gestattet, das DMPE aufzulösen. Dessen Vorhandensein hätte also nicht viel mehr Bedeutung als jene eines Signals, welches anzeigt, dass im chemischen Haushalt in dem betreffenden Menschen etwas nicht mehr stimmt.

Man stünde damit also erst in den Anfängen, im ersten Stadium einer Untersuchung, die sehr kompliziert werden kann, aber sehr tief führt und vor allem aussichtsreich ist. Auch im schlimmsten Fall dürfte sich jetzt herausstellen, warum gewisse Arzneimittel in einzelnen Fällen fast Wunder wirken und in andern gleichgearteten total versagen. Im günstigsten Fall könnte eine neue wirksame Behandlungsweise gefunden werden. Da es sich um chemisch verhältnismässig einfache Verhältnisse handelt, glauben die englischen Fachleute, bald vor neuen wichtigen Einsichten zu stehen.

Wir können hier nicht weiter auf die instruktive Sendung eingehen, die sich auch mit den Experimentiermethoden beschäftigte und betonte, dass die Entdeckung der Ursachen dieser Krankheiten heute näher steht als jene des Krebses. Sicher ist aber, dass diese Krankheiten die gleiche Rücksichtnahme verdienen wie Krebs- oder sonstige körperlich Kranke und ihre Krankengeschichte nicht auf die Unterhaltungseinwand gehört.

Von Frau zu Frau

DER BOELIMAA

EB. Wir haben uns allmählich mit einer ganzen Reihe von "Bölimannen" umgeben, mit Schreckgespensten seelischer und körperlicher Art. Wir glauben uns, und vor allem unsere Kinder, davor hüten zu sollen. Rücksichtnahme, Schonung und Verbote führen zum gewünschten Ziel.

Ein Kind soll nicht zu sehr "dreckeln", es könnte sich "anstecken". Es soll vor Bakterien bewahrt werden. Und es soll auch nicht in die Nähe kranker Kinder gelangen, die von einer Kinderkrankheit befallen sind. Es soll hygienisch aufgezogen werden, auch in seelischer Beziehung. Man hält ihm Schreck- und Furchtgestalten fern, man ist der fortschrittlichen Ansicht, selbst "gfürchige" Märchen könnten ihm schaden und seien daher zu verbannen.

Das alles hat man in guter Absicht getan, und nun ist man, beinahe über Nacht, gar nicht mehr so sicher, ob das alles richtig ist. Gehört nicht das der Gefahr-ausgesetzt-sein auch zum Leben? Brauchen wir nicht Widerwärtigkeiten körperlicher und seelischer Art, um an ihnen zu wachsen und stark zu werden? Wie soll sich ein Organismus verteidigen lernen, dem alles ferngehalten wird, das nur immer seine Abwehrkräfte herausfordern könnte?

Nein, man braucht nicht ins Gegenteil zu verfallen. Aber ich glaube, ein gesundes Mass Dreck und Schreck ist vielleicht gar nicht so abwegig. Nicht die wohlbehüteten Kinder sind die gesündesten an Körper und Seele, sondern jene, die von einer gewissen Robustheit umgeben sind. Sie haben es gelernt, sich mit einer normalen Umwelt auseinanderzusetzen und sind nicht in Treibhausluft aufgewachsen, in jener Treibhausluft, die eben doch nicht ewig aufrecht erhalten werden

kann. Auf jeden Fall ist es nicht so, dass Eltern ein schlechtes Gewissen zu haben brauchen, die ihr Kind nicht auf Schritt und Tritt behüten und beobachten können. Es ist vielleicht im Gegenteil gut so, dass sie es nicht können.

Es ist wohl eher so, dass sich Eltern bemühen sollten, den Kindern behilflich zu sein, mit "Dreck und Schreck" fertig zu werden, auf eine gesunde Weise fertig zu werden, solange sie es allein noch nicht können - so wie eine gute Mutter ihr Kind lehrt, mit der Schere und dem Messer umzugehen und es nicht einfach unbeaufsichtigt dem Schicksal überlässt, ihm aber auch nicht alles rundweg verbietet. Nur Unverdautes kann kritisch werden, aber sehr vieles ist zu verdauen, wenn kein grosses Tamtam daraus gemacht wird.

Zum Verdauen gehört eine gehörige Portion Humor und Nachsicht, ein Lächeln-können. Empörung und Entrüstung über das Mass hinaus rücken die Dinge sicher nicht an ihren rechten Platz, sie mögen nun liegen, wie sie wollen. Ein bisschen nicht zu übertriebenes Trösten mag auch dazu gehören, aber auch die Rückkehr zum normalen Tageslauf.

Eltern sollen wissen, wenn ihre Kinder Schrecken oder Furcht spüren, wenn ihnen irgend etwas erzählt wird oder etwas begegnet, das ihnen fremd ist. Nur so kann man den Kindern helfen, aus dem Erlebnis stärker hervorzugehen. Sie müssen sich aussprechen dürfen. Dann aber sollte einem gesunden Kind ein "Bölimaa" keinen Schaden beifügen können, so wenig, wie wenn es schmutzige Finger in den Mund nimmt oder sich mit dem Hund oder der Katze herumbalgt.

Eigentlich tröstlich, dass man mit seinen Überlegungen wieder zu einer gewissen Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit zurückkehren darf, ohne dabei scheel betrachtet zu werden. Manche Verkrampfung kann auf diese Weise weggespült werden. Und sogar der Struwwelpeter wird wieder up to date!

Aus aller Welt

Schweiz

- Die Filmeinfuhr ist im Vorjahr gesamthaft erheblich zurückgegangen. Nur noch 435 Spielfilme wurden eingeführt gegenüber 478 im letzten Jahr. Am stärksten wurden die amerikanischen Filme betroffen. Ihr Anteil macht noch 28,8% aus (31,5%). Frankreich lieferte 15 Filme weniger, 74 gegenüber 89. Westdeutschland verharrte mit 46 auf seinem Tiefstand. Nur Italien steigerte seinen Anteil von 22,5% auf 25,7%. Auch England weist mit 39 Filmen gegenüber 36 eine leichte Zunahme auf.

Zu den eingeführten Filmen kommen noch ca. 70 Reprisen, da die Nachfrage nach guten, älteren Filmen begrieflicherweise gross ist. Die starke Abnahme der Einfuhr von Kurzfilmen ist noch nicht zum Stillstand gekommen.

- Auch die Zahl der Kinobesucher ist zurückgegangen. An der Spitze steht Genf mit einem Verlust von 10% der Besucher. Lausanne folgt mit 5% und Bern mit 3%. Basel ist sich gleich geblieben, und nur Zürich verzeichnet eine leichte Zunahme von 2% (die aber in keinem Verhältnis zur Zunahme der Fremdarbeiter steht). Insgesamt sind in den genannten Städten 511'000 Personen weniger ins Kino gegangen, gegenüber dem vorangegangenen Jahr (wo der Verlust allerdings fast 1,2 Millionen besucher betrug.) In den kleineren Städten, etwa in Biel sieht es nicht besser aus, indem dort der Kinobesuch 1965 um 21% sank. (FP)



Per Oscarsson (Schweden) erhielt in der Rolle des hungrigen jungen Dichters im Film "Hunger" nach Hamsun den 1. Preis als bester, männlicher Darsteller